

Von der Vermarktung der Waldungen

Autor(en): **Landolt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal
= Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **19 (1868)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-763487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bereits größtentheils der Fall ist. Man sollte meinen, es müsse bei einer intelligenten Bürgerschaft keine Schwierigkeiten haben, in diesem Sinne die Schlagflächen besorgen zu lassen, wenn nur einige der einsichtigsten und Einfluß besitzenden Bürger sich herbeilassen würden, ihre Mitbürger darüber aufzuklären, zumal nun bald überall im Vaterlande an den Orten, wo man diesem Grundsatz nachlebte, bereits sehr erfreuliche Resultate davon vorgewiesen werden können, auf die man füglich als lohnende Beispiele sich stützen darf. —

Wenn ich nun aber von der Verjüngung der Schlagflächen spreche, so verstehe ich dies im ausgedehntesten Sinne des Wortes und wenn ich zuerst die natürliche Verjüngung mittelst Abfall des Samens im Hochwald oder Ausschlag im Niederwald zc. anführte, so ist dagegen meine Ansicht doch die, daß die Forstkultur mittelst Pflanzung oder Saat gerade für unsere Wald-Verhältnisse ganz besonderer Anwendung sich erfreuen sollte. Wenn aber einmal von Forstkultur die Rede ist, so dehne ich das Wort in dem hier angewendeten allgemeinen forstlichen Sinn und entgegen manchem forstlichen Lehrbuche, sehr weit aus und rechne dazu auch die Schlagpflege und selbst die Durchforstungen als Erziehungs-Mittel der Waldbestände, denn es gehört dies mit zur Sache, die man im Auge hat, wenn man von Verjüngungen und Bestandes-Erziehungen spricht. Möge es gelingen, daß unsere Zeitschrift auch unter den Nichtforstleuten von Beruf recht viele Anhänger, namentlich unter den Gemeinds-Behörden finde, die sich für den Grundsatz begeistern, der da heißt: „Die Waldverjüngung ist und bleibt die Seele eines guten Forstwesens“ und mögen sie uns helfen, denselben zum Gemeingut aller Bürger zu machen; dann wird bald manches besser aussehen in unsern Gemeindswäldern, diesem höchsten und besten Material-Capital der Bürgerschaften!

Walo von Greherz.

Von der Vermarkung der Waldungen.

Wer Grundeigenthum besitzt, dem muß vor Allem aus daran liegen, dasselbe möglichst bestimmt und unzweideutig zu begrenzen. Diese Begrenzung erfolgte von Alters her durch die sogenannte Vermarkung und man darf unbedenklich sagen, es sei in den dichter bevölkerten Gegenden alles Land vermarktet. Wenn aber alles Land vermarktet ist, so erscheint es

überflüssig, über die Vermarkung der Wälder zu schreiben, weil über bereits vollzogene und in größerer Ausdehnung nicht wiederkehrende Arbeiten Belehrung unnöthig und überflüssig ist; dessenungeachtet folgen hier einige dießfällige Erörterungen, für deren Erscheinen als Entschuldigung der Umstand dienen mag, daß doch noch nicht alle Waldungen in ausreichender Weise vermarktet sind und an der Markung der vermarkten noch manche Verbesserung nicht nur wünschenswerth, sondern sogar nothwendig wäre. Die kurz zu besprechenden Fragen sind folgende:

Aus welchem Material sollen die Grenzzeichen bestehen und wie sollen sie beschaffen sein? Wo und wie sind dieselben zu setzen? Was ist zur Sicherung derselben zu thun? und wie können verloren gegangene so ersetzt werden, daß Niemand über Eigenthumsschädigung klagen kann?

Als Grenzzeichen dienen todte und lebende Bäume, Laubbäume, Gräben, Pfähle und Marksteine.

Die **t o d t e n B ä u m e** bilden für sich allein keine ausreichende Begrenzung des Eigenthums, weil sie von zu geringer Dauer sind. Die **G r ü n h e c k e n** leiden an diesem Mangel weniger, dagegen bilden sie ihrer bald größeren bald geringeren Breite wegen keine scharfe Grenze und über dieses sind sie in ihrer örtlichen Lage nicht unveränderlich. Wenn der eine Anstößer die Hecke fleißig schneidet und die Ausbreitung der Wurzeln gegen sein Eigenthum vielleicht sogar durch Ziehung eines Grabens eine Grenze setzt, während der andere einfach die Natur walten läßt, so wird letzterer bald im Nachtheil sein.

Die **L a h b ä u m e**, d. h. Bäume längs der Grenze, die als Grenzzeichen mit einem Kreuz bezeichnet werden, sind in den Gebirgswaldungen beliebt, aber nicht geeignet, die Grenzen für lange Zeit sicher zu stellen. So lange die bezeichneten Bäume stehen, genügen sie als Grenzzeichen, wenn sie aber absterben oder vom Winde geworfen oder genutzt werden, so erfolgt eine beinahe unvermeidliche Aenderung der Grenze, indem man die abgehenden Laubbäume nicht sofort wieder durch einen neuen ersetzen kann, sondern in dessen Nähe einen andern aussuchen muß, der in der Regel weder der Richtung noch der Entfernung nach so steht, daß durch die Betrachtung desselben als Grenzzeichen der ehemalige Zustand wieder genau hergestellt wäre. Sind Waldpläne vorhanden, so werden bei der Begrenzung durch Laubbäume Jahr für Jahr Berichtigungen derselben nothwendig.

G r ä b e n sind im Ganzen gute Grenzzeichen, weil sie leicht in die Augen fallen und nicht selten auch andern Zwecken, wie Einfriedigung, Entwässerung zc. dienen, dessenungeachtet dürfen sie nicht als ansreichend

zur Sicherung der Eigenthumsgrenzen betrachtet werden. Sie fallen nach und nach zusammen und werden beim Wiederöffnen mancherlei kleine Veränderungen erleiden, wenn feste Punkte zur Vergleichung der neuen Richtung mit der alten fehlen. Zur Trennung der, einem und demselben Besitzer gehörenden Grundstücke verschiedener Kulturart, wie Wald und Weide zc. ist das Zeichnen von Gräben zu empfehlen.

Mit P f ä h l e n kann man die Grenzen scharf und bestimmt bezeichnen, sie besitzen aber, auch wenn man sie von dauerhaftem Holz (Eichen oder Eiben) und ausreichend stark macht, eine zu geringe Dauer und werden zu häufig zur Beute der Beseholzsammler um als zweckmäßige Grenzzeichen erklärt werden zu können.

Es bleiben daher nur die M a r k s t e i n e als Grenzzeichen übrig, die allen Anforderungen genügen. Mit Steinen kann man die Grenzen scharf bezeichnen, sie besitzen, aus gutem Material gefertigt, eine unbegrenzte Dauer und stehen, was nicht unterschätzt werden darf, beim Volk als Grenzzeichen in der höchsten Achtung. Wer einen Markstein eigenmächtig versetzt, der ist in den Augen des Volkes ein geächteter Mann und muß nach seinem Tod da umgehen, wo er seine Nachbarn geschädigt hat.

Zu Marksteinen ist vor Allem aus ein Material zu wählen, das der Verwitterung nicht ausgesetzt ist, also ein fester, solider Stein, der nicht erfriert und einen derben Stoß auszuhalten vermag, ohne zu zerbrechen. Solche Steine sind entweder roh zu verwenden, oder vor dem Setzen zu behauen. Das Behauen oder Zurichten der Marksteine ist unbedingt zu empfehlen, wenn man für die Vermarkung der Grundstücke einiges Geld aufwenden kann, weil über die Bedeutung eines gehauenen Steines Niemand im Zweifel sein kann, während rohe Marksteine leicht mit zufällig vorhandenen Steinen verwechselt werden können. Die Marksteine sollten mindestens 2 Fuß hoch sein, wovon ca. 7—8 Zoll über den Boden hervorragen und die größere Hälfte in denselben eingegraben werden muß. Kleinere Steine stehen entweder nicht fest, oder sie ragen zu wenig über die Bodenoberfläche empor und entziehen sich in Folge dessen leicht dem Blick der Waldbesitzer und Waldarbeiter. Sind in der Grenze zufällig Felsblöcke, Findlinge oder Felswände vorhanden über die sich die Grenze hinweg zieht, so können diese durch einfache Vorkehrungen als ganz sicheres Grenzzeichen qualifizirt werden.

Die Frage: Wo sollen Marksteine gesetzt werden? ist dahin zu beantworten: Steine, oder Grenzzeichen überhaupt, sind zu setzen, wo die Grenzen ohne solche nicht scharf und bestimmt ausgesprochen und so be-

schaffen sind, daß sie keine erheblichen Veränderungen erleiden. Die Grenzen der letztern Art pflegt man als natürliche zu bezeichnen. Allgemein anerkannt werden als solche: scharf ausgesprochene Berggräthe und Abhangkanten, tief eingeschnittene Hohlwege, Bäche und Flüsse, deren Ufer keinen erheblichen Veränderungen ausgesetzt sind. So weit Uferbrüche zu befürchten sind oder Bäche und Flüsse sich gar von Zeit zu Zeit einen neuen Weg bahnen, sind sogenannte Hintermarken zu setzen, durch welche die Möglichkeit gegeben wird, die ursprüngliche Uferlinie jederzeit wieder genau festzustellen.

Die Hintermarken sind entweder zu beiden Seiten vom Fluß oder Bach so zu setzen, daß die Verbindungslinie zwischen je zwei einander gegenüber stehenden Steinen die Ase des Baches oder Flusses rechtwinklig schneidet. In einem über derartige Markungen aufzunehmenden Protokoll ist die Zahl der gesetzten Steine, ihre Entfernung vom Ufer und die Normalbreite des Baches oder Flusses anzugeben. Könnten nur auf einer Seite des Flusses Hintermarken gesetzt werden, so wären je zwei so hinter einander zu setzen, daß die über beide gezogene und bis ans Ufer verlängerte Linie letzteres rechtwinklig durchschneidet. Alle Hintermarken sind so weit vom Ufer entfernt zu setzen, daß sie durch die Uferbrüche nicht gefährdet werden.

Bei der Vermarkung der künstlich zu bezeichnenden Grenzen sind zunächst auf allen Punkten, an denen die Grenzlinie Winkel bildet, Steine zu setzen und zwar so, daß letztere genau im Scheitel des Winkels stehen. Wo die Grenze keine gebrochene, sondern eine gebogene Linie bildet, sind so viele Steine zu setzen, daß man — ohne die Interessen des einen oder andern Anstößers zu verletzen, die von einem Stein zum andern zu ziehende gerade Linie als Grenze betrachten darf. Im Zweifelsfall ist immer die gerade Linie zwischen zwei Marksteinen als Grenze zu bezeichnen. Eine Ausnahme von dieser Regel darf nur dann gemacht werden, wenn sich zwischen zwei Steinen eine nicht zu verkennende natürliche Grenze hinzieht und die beide verbindende gerade Linie erheblich von dieser abweicht. Von solchen Ausnahmefällen sollte in den Markenprotokollen Vormerkung genommen werden. Zwischen den die Grenzwinkel bezeichnenden Marksteinen sind so viele Zwischenmarken, sogenannte Läufer, zu setzen, als nöthig ist, um ohne Schwierigkeit vom Einen zum Andern sehen zu können. Die Entfernung wird nur ausnahmsweise größer als ca. 200 Fuß sein dürfen, bei welliger Bodenoberfläche müssen sie oft erheblich näher zusammen gerückt werden. Auf ebenem Boden ist es zweckmäßig die Läufer genau gleich weit von einander zu setzen, auf unebenem

dagegen sind vor Allem aus die Terrainverhältnisse ins Auge zu fassen. Kann ein Grenzstein aus irgend welchen Gründen nicht in den Scheitel des Winkels gesetzt werden, so liegt die betreffende Ecke des Grundstücks da, wo sich die über die beiden letztern Marksteine hinaus verlängerten Linien schneiden. —

Beim Setzen der Steine ist ganz besonders dafür zu sorgen, daß sie genau an die rechten Punkte und so fest gesetzt werden, daß sie aufrecht stehen bleiben. Selbstverständlich müssen bei jeder Markung alle bei derselben betheiligten Grundbesitzer anwesend sein. Mit Rücksicht auf die beim Setzen von Marksteinen üblichen Gebräuche ist bloß zu bemerken, daß man dieselben auch dann beachten sollte, wenn sie überflüssig, sogar nicht einmal ganz zweckmäßig erscheinen, weil eine mit Mißachtung der ortsüblichen Gewohnheiten vorgenommene Markung immer ungerne gesehen wird. — Die Verwendung von sogenannten Zeugen oder Werren unter oder neben die Marksteine ist bei rohen Steinen absolut nöthig, bei behauenen dagegen überflüssig, weil letztere nie mit andern, zufällig vorhandenen verwechselt werden können. Man wird indessen gut thun, auch den behauenen Steinen Zeugen beizugeben, weil ein Stein ohne solche, er mag aussehen wie er will, in den Augen des Volkes kein vollgültiger Markstein ist. Die Zeugen müssen aus einer unverweslichen, in Boden nicht in gleicher Beschaffenheit vorhandenen Masse bestehen; am häufigsten werden Ziegelstücke, seltener Glascherben und noch seltener Kohlen oder möglichst runde, kleine Kugelsteine verwendet. Hat man viele Steine zu setzen, so thut man gut, beim Hafner solche Zeugen in beliebiger — am besten feilförmiger — Form machen zu lassen. Die Zeugen sollen nicht neben, sondern immer unter den Stein gelegt werden, weil sie in diesem Falle beim Ausheben der Steine weniger verloren gehen. Gerne legt man sie so, daß sie nach der Richtung hinweisen, nach der die Grenze geht; mehr als zwei Zeugen sind nur nöthig, wenn drei oder mehr Grenzlinien von einem Steine aus laufen.

Um die Marksteine möglichst zu sichern und die Grenzen überhaupt vor Veränderungen zu schützen, ist es absolut nothwendig, die Grenzlinien fortwährend offen zu erhalten. Längs jeder Grenze sollte ein mindestens drei Fuß breiter Streifen von Bäumen und Sträuchern frei gehalten werden. Grenzstreitigkeiten entstehen im Wald selten des Bodens, wohl aber sehr oft der auf der Grenze stehenden werthvollen Bäume wegen, wer also dafür sorgt, daß auf der Grenze keine Bäume wachsen, wirkt damit der Entstehung von Prozessen auf die wirksamste Weise entgegen

und beugt zugleich unabsichtlichen Grenzverletzungen vor, indem er dafür sorgt, daß die Grenze jederzeit leicht aufgefunden werden kann.

Sehr erleichtert wird das Auffinden, die Erhaltung und Kontrollirung der Marksteine, wenn man dieselben nummerirt, und auf der Krone jedes behauenen Steins den Winkel, in dessen Scheitel er steht, einhaut. Die letztere, nur geringe Kosten verursachende Vorkehrung erleichtert das Auffinden des folgenden Steins wesentlich, indem die Rinne auf dem Stein die Richtung angiebt, in der derselbe zu suchen ist, und die Nummerirung der Steine beseitigt jeden Zweifel darüber, ob nicht zwischen dem Einen und Andern noch ein dritter stehen sollte. Auch die Orientirung namentlich aber das Einmessen der Schläge wird durch die Nummerirung der Grenzzeichen wesentlich erleichtert. Auf gehauenen Steinen ist die Nr. in den Stein einzuhauen, unbehauenen ist ein Pfahl mit eingebrannter Nr. beizugeben. Rohe Steine werden sehr oft durch ein eingehauenes + als Marksteine näher bezeichnet, das nämliche Zeichen pflegt man auch auf Felsblöcke, Findlinge zc. einzumeißeln, wenn sie als Grenzsteine dienen.

Die Nummernfolge muß je um einen Forstbezirk ununterbrochen fortlaufen. Nr. 1. giebt man gerne dem Stein, der einem zuerst in die Augen fällt, wenn man den Wald von der Seite her betritt, von welcher aus er am häufigsten besucht wird; die Nummernfolge richtet man zweckmäßig so ein, daß man beim Begehen der Grenze von Nr. 1 gegen die höhern Nr. das Eigenthum zur Linken hat. In dieser Richtung sollte wenigstens für je eine Gegend, namentlich aber für jeden Verwaltungsbezirk, Einheit herrschen.

Ueber die Frage auf welche Seite des Steins die Nr. eingehauen werden sollte, bestehen verschiedene Ansichten. Die Einen machen die Nr. auf der dem Eigenthum abgekehrten, Andere machen sie auf der demselben zugekehrten Seite des Steins. Beide Methoden haben ihre Schattenseiten, die erstern namentlich dann, wenn die Steine von beiden Anstößern nummerirt werden, indem in diesem Falle Jedermann die dem Eigenthum zugekehrten Nr. als diejenige betrachten wird, welche für dieses gilt; bei Beiden muß man über dieses den Stein immer von der Seite her ansehen, wenn man die Nr. ablesen will. Die zweckmäßigste Bezeichnungsweise scheint die zu sein, bei der man die Nr. auf die Seite des Steines macht, welche demjenigen, der die Grenze in der Richtung der Nummernfolge begeht, zuerst in die Augen fällt. In diesem Falle kann auch der Nachbar die nämlichen Steine unbedenklich nummeriren, denn wenn er mit Rücksicht auf die Nr.folge den oben ausgesprochenen Grundsatz befolgt, so kommen seine Nr. auf die entgegengesetzte Seite des Steins

so daß, sobald man nur an die Regel denkt: das Eigenthum liegt zur Linken, keine Verwechslung statt finden kann. Will der eine oder andere Anstößer am Markstein noch ein Eigenthumszeichen anbringen, so hat er dasselbe auf die dem Eigenthum zugekehrte Seite einzugraben.

Die bis jetzt bezeichneten Maßregeln reichen im Allgemeinen zur Sicherung der Grenzen aus, insofern mit denselben in nicht zu langen Zeiträumen wiederkehrende Grenzbezüge oder Markenrevisionen verbunden werden. Will man mehr thun und dafür sorgen, daß verlorene Marksteine jederzeit wieder in vollständig genauer Weise ersetzt werden können, so müssen noch Markenbeschreibungen angefertigt werden. Diese sind so einzurichten, daß aus denselben neben der Nr. der Marksteine die Horizontalfentfernung der Steine von einander und die Größen der inneren Winkel abgelesen werden kann, über dieses sollten sie die Bezeichnung der Kulturart der anstehenden Grundstücke und die Namen der Besitzer derselben enthalten. Alle Zahlenangaben müssen möglichst genau sein. Soll eine solche Grenzbeschreibung für alle Anstößer verbindlich sein und gerichtliche Beweiskraft haben, so muß sie von allen unterschriftlich anerkannt werden.

Wenn man berücksichtigt, daß eine gute Begrenzung der Grundstücke die Grundlage aller weiteren wirthschaftlichen Vorkehrungen bildet und weiß, wie viel Geld Grenzstreitigkeiten kosten und mit wie großer gegenseitiger Erbitterung sie geführt werden, so wird die Wichtigkeit und Gründlichkeit einer guten Vermarkung Niemand bestreiten. Bei jeder Vermarkung sollte man zugleich auf eine zweckmäßige Abrundung der Grundstücke Bedacht nehmen und mäßige Opfer zu diesem Zwecke nicht scheuen; sie rechtfertigen sich auch dann, wenn man den beteiligten Nachbarn, trotz dem, daß auch sie bei der Sache gewinnen, einen kleinen Vortheil einräumen muß.

Landolt.

Ueber die Witterungserrscheinungen des Jahres 1867.

Die Witterungserrscheinungen des Jahres 1867 dürfen weder als normale noch als günstige bezeichnet werden. Einem ungewöhnlich milden, mit einem geringen Schneefall schließenden Dezember folgten Anfangs Jenner 6 ziemlich kalte Wintertage, denen aber der am 7. Jenner fallende Regen schon wieder ein Ende machte. Am 9. waren die Thäler schneefrei, vom 11. bis 15. fiel aber wieder Schnee, dem kalte Tage